

Die aschgraue Hose

Autor(en): **Frima, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 18

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die aschgraue Hose

VON PAUL FRIMA

Sie war eigentlich nicht aschgrau, aber «aschgrau» war ein Ausdruck meines Vaters. Mein Papa war Lehrer; wenn er einen Schüler etwas gefragt und eine falsche Antwort bekam, dann sagte mein Vater immer, daß es aschgrau sei, sich mit solchen Taugenichtsen herumschlagen zu müssen. Wenn der Vater mit Kollegen über politische Dinge diskutierte, brauchte er sehr oft den Ausdruck von der «aschgrauen Politik», von «aschgrauer Verschwendung der Staatsgelder» und von den «aschgrau hohen Steuern».

In unsern Kindergehirnen prägte sich das Wort ein, als wäre es in Stein gemeißelt worden. Daher muß ich nun von der aschgrauen Hose erzählen, die gar nicht aschgrau, sondern eher hechtgrau aussah. Sie war übrigens nicht mehr neu. Wie es in kinderreichen Familien eben vorkommt, so war die Hose der Tradition wegen aus einem Paar abgetragener des Vaters entstanden. Vielleicht hätte sie auf ihrem irdischen Leidensweg noch mehrere Wandlungen mitgemacht, wäre ihr nicht durch meine frevle Hand jede weitere Lebensmöglichkeit abgeschnitten worden. Es war ein schönes Kleidungsstück gewesen, und als ich es zum ersten Male tragen durfte und an meinen Beinen hinabsah, da kam ich mir königlich wichtig vor.

So ging ich zur Schule, gleichsam mit dem moralischen Beistand der neuen Hose. Gerade in jener Epoche meiner Jugend machte ich in der Geschichtsstunde die Bekanntschaft der alten Griechen, deren heroische Taten meine Kameraden und mich ansportelten, es diesen Helden gleichzutun. Jeder wollte Spartaner sein und bei der Schlacht von Thermopylä mutig kämpfen. In den Schulpausen gab es griechische Kämpfe. Die schlechten und mittelmäßigen Schüler waren dazu verurteilt, die Perser verkörpern zu müssen, in dessen wir andern Griechen sein durften. Die erbitterten Kämpfe auf dem Schulhofe wurden oft bis ins Klassenzimmer hineingetragen und dort fortgesetzt, bis die gestrenge Miene eines Lehrers unter der Türe auftauchte und uns nötigte, mit dem geistigen Leben der Griechen in nähere Fühlung zu treten. Aber Homers Dichtungen bedeuteten uns damals nicht viel mehr als verhaßte Grammatikbücher. Mit den alten Griechen war unser Gymnasium nur noch durch die pantomimischen Darstellungen der Schlachten verwandt.

Einmal kämpften wir Spartaner unter der Führung unseres Leonidas erbittert gegen die Uebermacht der Perser. Wir konnten unsere Stellung hinter einer Schulbank lange halten, bis der Anprall der Gegner an die Bank, welche uns als Verschanzung diente, so groß war, daß die darin hängenden Tintenfässer in hohem Bogen herausflogen und die Sonne verfinsterten, so daß wir wahrhaft im Schatten kämpften. Unser Primus als Leonidas brauchte den klassischen Ausspruch: «Wenn euere Pfeile die Sonne verfinstern, dann kämpfen wir im Schatten.» Drohende Schatten stiegen nun hoch, denn eines der teuflischen Geschosse war auf meiner hechtgrauen Hose gelandet, so daß ich schwerverwundet aus dem Schlachtgetümmel verschwand, um den Schaden mit frischem Brunnenwasser wieder gutzumachen. Als ich tief niedergeschlagen ins Schulzimmer zurückkehrte, hatte der Unterricht bereits begonnen. Was sich da zutrug, muß ich nicht schildern, davon kann sich jeder ein Bild machen.

Als ich aber mittags mit der zerstörten Hose heimwärts trollte, reifte in mir der Plan, die Hose zu färben. Dort, wo nämlich der große Tintenleck war, beobachtete ich eine zarte aschgraue Tönung, die sich viel vornehmer ausnahm als die hechtgrau.

Zu Hause angekommen legte ich das gefährliche Kleidungsstück alsbald ab, um es mit einer ältern Hose zu vertauschen. Dies geschah zur großen Befriedigung meiner Eltern, welche diese Sorgfalt und Schonung meiner Hose nicht genug loben konnten. Als nun am gleichen Abend die Dämmerung herniedersank, stahl ich aus Vaters Arbeitsstube eine Flasche Tinte. Mit dieser Flasche unterm Arm, einer Waschschißel und der aschgrauen Hose verschwand ich in einem nicht näher zu bezeichnenden Orte, den ich sorgsam von innen verriegelte. Die Arbeit war schnell getan. Die Tinte goß ich weg, und die Hose hingte ich vor meinem Mansardenzimmer im Estrich auf.

In dieser Nacht schlief ich wie ein Held nach gewonnener Schlacht, aber schon frühmorgens, ehe die Hähne krächten, sah ich nach dem Ergebnis meiner großen Tat. Die Hose sah schrecklich verküppelt aus, wie eine ägyptische Mumie, steif wie ein geräucherter Hering baumelte

sie an der Leine. Beinahe hätte ich das Experiment meiner chemischen Färberei für mißglückt gehalten, da erfuhr ich von meiner Mutter, daß großer Wäschetag sei, und so stahl ich mich an diesem Tage zwischen Suppe und Kartoffeln rasch in den Bügelraum und glättete in aller Hast die nunmehr aschgraue Hose. Nun glaubte ich das Schicksal bezwungen zu haben. Freilich war der ursprüngliche Schandfleck noch dunkler geworden, aber davon merkte kein Mensch etwas, zudem wußte ich diesen Fleck mit meinem Kittelzipfel virtuos zu verdecken.

Ich hatte die ganze Sache schon längst vergessen, als die Ferien heranrückten. Schon am ersten Ferientag kam ich mit meiner ehrwürdigen Familienhose in ein furchtbares Ungewitter. Die ältesten Leute jener Gegend behaupteten, daß es seit hundert Jahren nie mehr so geregnet habe.

Total durchnäßt kehrte ich ins Hotel zurück, in welchem unsere Familie logierte. Schon auf dem Wege dahin hatte ich bei gelegentlichem Umdrehen bemerken können, daß ich in dem erweichten Kies der Straße bläulich-schwarze Flecken hinterließ. Ich machte meinen Ferienkameraden darauf aufmerksam. Wir kamen überein, daß es ein Naturwunder sein müsse, das wohl mit dem Eisengehalt des Regens zusammenhänge.

Im Hotel wartete die Mama bange Herzens auf mich, sie hatte, besorgt wie sie immer um mich war, bereits warme Kleider zurechtgelegt, und als ich mich nun entkleidete, da sahen meine Unterhosen wie die eines Kaminfegers aus. Die Mutter, welche mit den schnupfenfeindlichen Strümpfen daneben stand, war nicht wenig erstaunt, aber meiner Hypothese vom Eisengehalt des Regenwassers schenkte sie keinen Glauben. Meine Argumente von Meteoriten und dergleichen Dingen nützten rein gar nichts, da die Mutter bewies, daß andere Leute auch nicht schwarzblau geworden seien.

Durch ein geschicktes Frage- und Antwortspiel mußte ich mehr und mehr von meiner Naturwunderbehauptung abrücken, um schließlich die wirkliche Ursache zu verraten. Der Fall war so neu, daß ich nicht einmal bestraft wurde. Der Vater sprach bloß von der aschgrauen Hose. Sie hat bald darauf das Zeitliche gesegnet.



Ein
formschönes
viertüriges
Cabriolet?

Dann besichtigen Sie das 8-Cylinder-Studebaker-Langenthaler-Cabriolet „Kellner“

Vertretung und Service: **Binelli & Ehram A. G.** Großgarage Stampfenbachplatz Zürich